

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1912

19 (23.1.1912) Unterhaltungsblatt zum Volksfreund, Nr. 5

Inhalt der Nr. 5:

Der Leonidas. — Das Gehirn des Bahnhofs. — Aus allen Gebieten. — Allerlei. — Für unsere Frauen. — Literatur.

Der Leonidas.

Wenn ihr einmal da oben herum einen kleinen Bürschlein begegnet mit einem großen Schulranzen auf dem Rücken und daran zwei Schneereifen gebunden, und das Bürschlein schaut euch aus seinen bläulichen Augen prüfend an, ob ihr es auch wert seid, daß er seine große Buchpelzkappe vor euch herunterzieht, wenn er „Grüß Gott“ sagt, so ist das der Leonidas.

Er heißt nämlich so. In der Gegend zwischen dem Gölental und den drei Bergen ist das etwas Gewöhnliche, daß ein Bauernbub einen so merkwürdigen Namen hat. Dort gibt es jetzt noch Hansknechte, die Zeno oder Hannibal heißen, und ich kenne ein mit einem selten milden Humor begabtes altes Dorfgenie, das den Namen des griechischen Weisen Archimedes führt. Die Geisbuben heißen Primus bis hinauf zum Sirtus und die kleinen Hütermaidl gehen auf den Namen Tertia oder Claudia. Das stammt alles aus der Zeit, wo die Schwarzwälder die kleine Revolution gegen Rom mitmachten, die unter dem Namen des Altkatholizismus bekannt ist. Es ist begreiflich, daß der erste in jenen Gegenden wieder eingezogene richtig katholische Pfarrer die Hände über dem Kopf zusammenschlug, als er in der ersten Schulstunde die Kinder nach ihren Vornamen fragte. Ober er unter die Geiden geraten sei, fragte er. Was aber dem Leonidas ganz einerlei war. Sein Großvater heißt auch so, und außer dem Großvater gibts für den Leonidas keine Autorität auf der ganzen Welt. Deswegen macht er auch nicht die neue verrückte Modi mit den langen Brettern mit, sondern geht auf Schneereifen hinunter ins Tal in die Schule, wie es der Großvater auch getan hatte, als er das Rechnen und das Schreiben lernte.

Der alte Leonidas Grieshaber ist noch einer von den wenigen Erbauern des Schwarzwaldes, die auf ihren Höfen regierten wie Könige, die lange brauchten, wenn sie in ihrem Stück Wald hineingingen, bis sie am andern Ende herauskamen; die, wenn es ihnen drum war, in einer einzigen Nacht zwanzig Kälbe beim „Zwidern“ verpielten; stets am zweiten Neujahrstag einen Ganzen Kronentaler auf die Spartasse im Städtli führten und voller Verachtung auf die Stadtleute herabsahen, die jetzt auch im Winter auf ihren Wiesen und in ihren Wäldern herumfahren, als obs ihr eigen wäre. Die ganze Foknung des alten Leonidas ruhte, nachdem der Sohn vorbeigeraten war und im Wald mit dem Rahlsieb wirtschaftete, auf dem Entel.

Der Leonidas hatte schon manchmal einen schweren Stand gehabt mit seinen altmodischen Schneereifen, aber er blieb die Antwort nie schuldig. Für vieles Neden war er nicht. Wer so zum Herrschen geboren ist, wie er, der äußert sich nur durch Taten. Und Leonidas Begabung fürs Verhauen war weithin bekannt. Einmal wär's aber fast fehl gegangen. Aber nur fast.

Das war vorgestern. Die Buben aus dem Dorf hatten droben bei des Großvaters Hof auf den steilen Wiesen einen kleinen Stühlgel gebaut. Das ist gar nicht so leicht, einen guten Sprunghügel zu errichten und kostet ziemlich viel Zeit. Ueber Nacht sollte er ordentlich zusammengefrieren und am andern Nachmittag wollten sie springen. Der Leonidas war anderer Ansicht. Als die Bauernbuben kamen, fanden sie nur noch ein Krümmerrücken von Schneebrot. Man wußte schon Bescheid und die Rote ging in unheilverkündendem Schweigen hinter den Waldrand, wo sich ein ernst und drohendes Geflüster erhob. Dann fuhren sie wieder ab ins Dorf, als ob nichts wäre.

Als am andern Morgen der Leonidasli in gemessenem Schritt, wie das so seine Art war, hinab gegen das Schulhaus stieg und in dem Neuschnee mit seinen Schneereifen tiefe Köcher trat, da waren gar nicht wie sonst die Schneehübe der Schüler an die Mauer des Schulhauses gelehnt. Das kam ihm sonderbar vor. Als er aber ungefähr zwanzig Schritte von dem Holzhaag entfernt war, der den Schulgarten einzäumte, piffen einige scharfe Schneebälle an seinen Ohren vorbei. Den Ton kannte er. So pfeifen nur die Schneebälle, in die mit Kunst und List ein Stein gebaden ist. Der Leonidas unterfachte die Situation nicht, aber er ging ruhig vorwärts in der Hoffnung die Gartentüre noch erreichen zu können. Da stürmten aber die anderthalb Duzend Erbauer des Sprunghügels hinter dem Schulhaus hervor, jeder eine Anzahl Schneebälle im linken Arm. Der weiße Hagel fauchte von allen Seiten um die roten Backen und die große Frackspelzkappe vom Leonidas. Der aber blieb, nachdem der Widerstand unvermeidlich geworden, mit etwas gepreizten Beinen, gerade so wie der Großvater, wenn er etwas Bedeutungsvolles zu sagen hatte, stehen, hob ruhig und warnend den Zeigefinger der rechten Hand auf und sprach gelassen die eindringlichen Worte:

„Wenn i ein einzige Stein in einem Schneeballe find, denn gots euch schlecht.“

Es ist immer etwas Merkwürdiges, wie Stimme und Geberde in solchen Fällen einen viel größeren Eindruck machen, als die Worte selber. Es war, als ob der Leonidasli, der immer noch mit durchgedrückten Knien und gespreizten Beinen erwartungsvoll dastand, seine Gegner zum Bewußtsein ihrer leichtsinnigen Verwegenheit gebracht hätte, und heimlich fielen bei dem einen und andern, ansehend wie aus Zufall, einige „geottene“ Schneebälle auf den Boden. Dem Leonidas entging das nicht. Er war schon halb Herr der Situation und rief mit geller der Stimme, wie eine Fanfare, den übermächtigen Gegnern zu: „So, jetzt bin i au da!“

Zehn Minuten lang piffen von beiden ungleichen Seiten die Bälle und kaum ein einziger, der dem Ganzen galt, verfehlte sein Ziel. Der Zoslikarl räumte das Feld mit einer blutenden Nase und als dessen Bruder, der Zosliphilipp das sah, ging er kurzerhand zum einsamen Feind über, und bot ihm seine Dienste an. Der Leonidas blickte den Ueberläufer halb erstaunt, halb verächtlich an und meinte: „Zum Valle mache kann mer di noch bruche! Aber fatti!“ Und der Philipp machte sie sehr satt. Die Folge davon war, daß der Saurijeppli als zweiter mit einer blutenden Nase abtrat. Da rief der Lehrer, der mit seiner Frau der Schlacht zugehört hatte, es sei jetzt genug denn der Vater vom Saurijeppli hatte ihm von jeder der meisten Würkte geschickt, wenn er schlachtete, und solch Weistener zum Haushalt wollte der Lehrer künftig nicht verniffen.

„Ich weiß nicht, welche der beiden Findlichen Mädh am glücklichsten war über diesen Ausgang. In der Zehn uhrpante aber erwies es sich, daß der Leonidas zwei blutende Nasen für keine ausreichende Genugtuung hielt. Er nahm mit seinem Angelgäßer, dem Zosliphilipp, den Kampf wieder auf, und als der Lehrer wieder in die Hände flackte, standen schon vier weitere Ueberläufer aus dem feindlichen Lager neben dem Namensbruder aus der Schlacht bei den Thermophlen.

Als die Schule aus war, hielten die zähesten von Leonidas Gegner noch eine Viertelstunde aus, aber es schien, als ob der raffige Geist aus dem störrischen Wälder-Geschlecht der Leonidas auf die andern minder mutigen Buben übergegangen wäre, und erst als dem langen Zimmererwihelm ein Schneeball in das weit aufgerissene Maul fuhr, war die Schlacht beendet. Alle gingen über zum Sieger und fuhren im Rambahseier fort, neue Mu-

Amonatlich 12 M. an die Pflegerkern ihres Kindes zu zahlen. Schließlich blieb aber das Mädchen mit den Zählungen im Mäthande, da sie, wie sie sagte, vollständig „abgerissen“ war und sich selbst etwas anschaffen mußte. Die Pflegerkern brachten ihr begehrt das Kind zurück. Sie trug das Kind zu ihren Eltern und bat diese um Aufnahme. Allein die Eltern hatten selbst noch kleine Kinder und lebten außerdem in sehr dürftigen Verhältnissen, sie vermochten daher das Kind nicht aufzunehmen. Die Herrschaft brohte mit der sofortigen Entlassung, wenn sie das Kind nicht sogleich unterbringe. In dieser Not fuhr das arme Mädchen nach dem Vorfig-Walde bei Berlin, zog dem Kinde das Jäckchen über den Kopf, band ihm die Hände auf dem Rücken und steckte es in ein Kaminchenloch. Damit das Kind keine Luft bekomme und möglichst sofort ersticke, stopfte das Mädchen Meißig und Sand in das Loch und trat es fest. Nachdem flüchtete es nach Hause. Das Glück wollte es, daß in einiger Entfernung ein anderes Loch war, so daß das Kind Luft bekam und nicht ersticke. In dieser furchtbaren Lage hat das arme Würdchen, das bereits 2 1/2 Jahre alt ist, eine volle Nacht zubringen müssen. Am folgenden Morgen hörten durch den Wald gehende Arbeiter ein keifses Winseln. Sie gingen der Spur nach und fanden das Kind noch leicht atmend. Die Arbeiter hoben das Kind auf und brachten es zum Ortsvorstand. Dort erfolgte es sich sehr bald. Es weinte nur sehr und rief: Au, tut weh! Es gelang sehr bald, die Mutter als Täterin festzustellen. In der Verhandlung beteuerte die Angeklagte unter heftigen Weinen: Sie gebe zu, daß sie ihren lieben kleinen Walter habe aus der Welt schaffen wollen. Sie habe aber aus voller Verzweiflung gehandelt, sie wußte keinen anderen Ausweg. Die Verteidiger A.-A. Dr. Hugo Heinemann und Dr. Kurt Rosenfeld führten den Nachweis, daß die Angeklagte unter dem Druck ihrer traurigen Lage gehandelt und daß, wie der medizinische Sachverständige begutachtet habe, die große Möglichkeit vorliege, daß im Augenblick der Tat ihre freie Willensbestimmung ausgeschlossen war. Es sei ja nicht zu verkennen, daß ein schweres Verbrechen begangen worden sei, nach Lage der Dinge rechtfertige sich aber die Freisprechung. Viel Schuld an beratigen Vorkommnissen habe das unzulängliche Vormundschaftsgericht. Es müssen Bestimmungen geschaffen werden, die es ermöglichen, den unehelichen Vater zur Alimentenzahlung heranzuziehen. Die Geschworenen bejahten die Schuldfrage wegen Totschlags und billigten der Angeklagten mildernde Umstände zu. Der Staatsanwalt beantragte 9 Monate Gefängnis. — Der Gerichtshof erkannte auf 6 Monate Gefängnis unter Anrechnung von einem Monat auf die Untersuchungsfrist. — Auf Bitten der Mutter der Angeklagten wurde letztere aus der Untersuchungshaft entlassen.

Das Herz krampt sich einem zusammen vor Weh- und Mitleid mit den zwei Opfern unserer herrlichen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung — dem Kinde und der Mutter. Das fette Bürgertum, das dem Kaiserhaus zuzueilt, sieht allerdings nur die Tat der verzweifelten Mutter, über die es sich als eine aufregende, interessante Sensation von der bürgerlichen Presse berichten läßt. An die tieferen Ursachen dieser Tat der Verzweiflung eines notleidenden Menschenkindes, an der alle die Mitschuld tragen, die eine Wirtschaftsordnung und Gesellschaftsordnung, die solche Ereignisse möglich machen, nicht mit beseitigen helfen, denkt man in jenen Kreisen nicht. Die Vertreter des Bürgertums im Parlament bewilligen Millionen und Abermillionen für Zivilliste und Spanagen für Fürsten, die für ihre Person schon über ein nach Millionen zählendes Privatvermögen und Privateinkommen verfügen, als aber die Sozialdemokraten im Reichstage einen durchgreifenden Mutter- und Säuglingschutz forderben, da hielten die bürgerlichen Abgeordneten und die Regierung des Kaisers den Däumel auf den Beutel. Dafür hatten sie kein Geld übrig.

Und noch ein Gegenstück zum Familienereignis im Kaiserhaus. Im „Generalanzeiger für Elberfeld-Barmen“ stand dieser Tage folgende Annonce:

Kräftiger Junge, 9 Monate alt, wegen Nahrungsmangel zu verschicken. Dr. B. 5108 B., Neuer Weg Nr. 41.

Ob auch diese Mutter, die, um es nicht verhungern zu lassen, ihr eigen Kind blutenden Herzens zu verschicken bereit ist, an der von den byzantinischen Schmeißeln gemeldeten Freude des „langen deutschen Volkes“ über Cäcilien Niederkunft sich

bereitigt? Oder ob sie nicht mit bitteren Gefühlen daran denkt, daß allein die Kosten für die zweimal 72 Salutschüsse, die dem Hohenzollernjüngling zu Ehren abgefeuert wurden, ausreichen würden, um ihrem hungernden Jungen Milch für ein ganzes Jahr zu verschaffen?

Kleine Nachrichten.

Das Kontobuch der Liebe. In einer Variation des alten Spruchs, daß die Liebe blind mache, hat einmal ein Psychologe behauptet, die Liebe sei ein Bazillus, der das Gehirn angreift und den Liebenden in der Beurteilung aller Dinge, die das geliebte Wesen angehen, zu einem Idioten macht. Wenn dieser Pessimist vor einigen Wochen einem Entscheidungsprozeß beigewohnt hätte, der in Glasgow zur Entscheidung kam, würde er die Einzelheiten der Gerichtsverhandlung höchst wahrscheinlich als willkommenes Beweismaterial für seine These angesehen haben. Denn unter dem Material, das dem Gerichte vorgelegt wurde, befanden sich auch eine Reihe sorgsam geführter Kontobücher, auf deren Titelblatt nach alter Sitte das ehrwürdige „Mit Gott“ prangte. Auf den folgenden Seiten war mit einer Sorgsamkeit, die jedem vereidigten Bücher-Revisor Ehre machen würde, Buch über alle erwischnen Zärtlichkeiten geführt, auf der Sollseite wurden täglich die empfangenen Küsse eingetragen, auf der Habenseite die erteilten und jeden Samstag Abend wurde korrekt die Bilanz gezogen und die Schuld sozusagen in bar beglichen. So schließt eine Wochenrechnung mit 176 Küssen zugunsten der jungen Ehefrau ab; die Eintragungen ergaben, daß die liebende Gattin ihrem Herzallerliebsten Gemahl im Laufe von sieben Tagen genau 273 Küsse gegeben hatte, während der offenbar an einer gewissen Knappheit des Gefühlskapitals leidende Mann in der gleichen Zeit nur 97 Küsse, man darf wohl sagen „zurückvergütet“ hatte. Da das Konto aber am Samstag ausgeglichen wurde, bleibt nur der Schluß übrig, daß der Schuldner an diesem Abend seinen rückständigen Verpflichtungen gewissenhaft nachgekommen ist und die fehlenden 176 Küsse pünktlich auf den Tisch des Hauses oder vielmehr auf die Lippen seiner Ehefrau gelegt hat, um schuldenfrei die neue Woche zu beginnen. Die Verlesung dieser merkwürdigen Buchführung der Zärtlichkeit erregte natürlich große Heiterkeit, umsomehr, als die beider Gattin sich jetzt sehr feindlich gegenüberstanden und fest entschlossen waren, ihre „geschäftlichen Beziehungen“ miteinander abzubrechen.

Wie man das „Ja“ vor dem Standesbeamten ausspricht. Den Ton und den Ausdruck, mit dem die Brautleute bei der Ziviltrauung das bindende „Ja“ aussprechen, hat ein Wißbegieriger zum Gegenstand von statistischen Erhebungen gemacht, die folgende Feststellungen ergeben haben: M ä n n e r: Die Hälfte spricht es mit leiser und bewegter Stimme. 2 Proz. brüllen es so laut, daß den Anwesenden die Ohren dröhnen, 7 Proz. stottern es so unverständlich, daß der Standesbeamte gezwungen ist, es wiederholen zu lassen, ja, in einem Falle mußte der Bräutigam sogar zu viermaliger Wiederholung angehalten werden. — F r a u e n: 70 Proz. sprechen das „Ja“ klar und laut, wobei sie dem Standesbeamten ins Gesicht sehen, während weitere 25 Proz. zwar auch laut und benehmlich sprechen, dabei aber die Augen niederschlagen, 5 Proz. erklären ihr Einverständnis mit leiser und bewegter Stimme und werfen gleichzeitig einen verstoßenen Seitenblick auf ihren zukünftigen Herrn und Gebieter.

Literatur.

Plutus. Kritische Wochenschrift für Volkswirtschaft und Finanzwesen (Herausgeber Georg Bernbard). Inhalt vom 3. Heft des 9. Jahrganges: Gemeinwirtschaft. — Reportage. — Von G. B. — Wie lege ich mein Kapital an? — Rebus der Presse. — Aus den Börsensälen. — Elektro-Spannung. — Bezahlte Paten. — Breslauer Doppelwaggon. — Plutus-Merktafel. — Gedanken über den Geldmarkt. Von Justus. — Waren des Welthandels (Wolle). — Chefs und Angestellte. — Neue Literatur. — Generalberammlungen. — Abonnement vierteljährlich per Post, Buchhandlung und direkt vom Plutus Verlag 4,50 M. Probehefte gratis in jeder Buchhandlung und vom Plutus Verlag, Berlin W. 62, Kleiststraße 21.

nition beizuschaffen. Aber drüben stand kein Feind mehr und der Chmannfrizli, der solange drüben geblieben war, als er Dedung hinter den Andern fand, und der es verstand, auch eine verzweifelte Situation zum Besten zu wenden, sagte auf einmal so vertraut, als ob er nie zu den Gegnern gehört hätte, zum siegreich mit gepreizten Weinen dastehenden Leonidas: „So, du bist an uf unerer Seit, Leonidas? Was für einer welle mer jetzt verhaue?“

Der Leonidas aber verstummte und schien ganz verwirrt. Dem Chmannfrizli war er doch nicht gewachsen.

Das Gehirn des Bahnhofs.

Von Artur Fürst in der Berliner „Volkzeitung“.

Droben auf seinem Turm steht in reiner, einsamer Höhe der Blockwärter. Durch die Fenster des Stellwerks überblickt er weithin sein Herrschaftsgebiet.

Aus blauer Ferne laufen die von nimmer müden Zugachsen schimmernd polierten Silberbänder von vier Schienenpaaren heran, um sich wieder in blaue Ferne zu verlieren. Bevor aber die acht reinen Rintien, die von Süden herangekommen sind, im Norden wieder in gleicher Zahl und Klarheit davonziehen, haben sie sich wie ein Fluß im Bruchgebiet in ein Geflecht kleiner Arme aufgelöst, die herüber und hinüber fließen, durcheinander fließen, sich kreuzen, überkreuzen, das Schienengewirr eines großen Bahnhofs bilden.

Das ist das Herrschaftsgebiet des Mannes dort oben auf dem Stellwerksturm. Seine Hand, dieses schwächliche Gebilde aus Fleisch und Bein, führt die ungeheuren Schnellzugmaschinen, die mit ihren zwölfhundert Pferdekraften und der Last eines D-Zuges am Fuß seines Turmes ohne Halten vorbeistürmen, auf ihrer Bahn, sie zwingt, den hundert Meilen langen Güterzug, an einer bestimmten Stelle unter zornigen Dampfpfeifen und unwilligen Dremfenknirschen halt zu machen, sie erteilt durch eine gnädige Bewegung dem vollbesetzten Personenzug die Erlaubnis, die schnfüchtigen Menschen aus der dunklen Bahnhofs Halle hinauszutragen in den Sonnenschein und in die Welt dort weit, weit hinter dem Saum des Waldes, der die silbernen Schienenbänder in sein Dunkel aufnimmt.

Da hinten, ganz im Süden, fliegt eine Rauchschnecke empor. Unter Donnerrollen wird sie rasch näher herangeführt, und schon steht man vom Fenster des Stellwerks aus den D-Zug mit voller Geschwindigkeit um die Kurve biegen, die der Bahnhof bildet. Mit neunzig Kilometer Schnelligkeit stürzt er dahin. Der Turm erbebt unter dem Gewicht der bewegten Massen. Dem Norden drängt die breite Brust der ungeheuren Lokomotive. Da — der Herzschlag stockt dem eines solchen Ambüts ungewohnter Besucher des Stellwerks — kommt von Norden her ein rangierender Güterzug auf einem Gleise angeleuchtet, das direkt in die Schnellzugbahn einmündet. Wenn beide sich an der Kreuzungsstelle treffen! Welch ein unabsehbares Unglück! Und schon ist der Schnellzug heran und auch schon wieder weit weg. Es ist ihm nichts geschehen. Der Mann im Stellwerk hat den Rangierzug durch ein auf „Halt!“ stehendes Signal rechtzeitig zurückgehalten, ja, er hat auf das Güterzuggleis sogar einen schweren, feuerrot angestrichenen Eisenklotz gelegt, der die Rangierlokomotive zur Entgleisung gebracht hätte, wenn sie sich dem Schnellzuggleise trotz des warnenden Signals allzu weit genähert haben würde.

Aus dem Bahnhof ist eben ein Personenzug nach der nächsten Station abgelaufen worden. Der Signalklotz war vom Stellwerk aus auf „Freie Fahrt!“ gezogen worden, und über ein halbes Duzend Weichen hinweg hatte der Zug glücklich seinen Weg in die Ferne gefunden. Jetzt steht an derselben Stelle im Bahnhof ein anderer Zug, dessen Fahrt hier zu Ende ist, der auf ein Aufstellgleis übergeführt werden soll. Dorthin geht es nun durch ein jähleres Gefröpp, durch ein Wirnis von Schienen. Das ungeübte Auge kann die Anzahl von Weichen gar nicht übersehen, die umgestellt werden müssen, damit die Fahrt ohne Unfall vorantreibt geht. Werden sie auch alle richtig liegen? fragt man sich nicht ohne Bangen. Ein zweiflügeliges Signal steigt empor und der Leerzug fährt ab. Mit großer Sicherheit rollen die Wagen quer über zehn Stränge hinüber, bis der Zug glücklich das Aufstellgleis erreicht hat. All die beweglichen Schienenteile, alle Weichenzungenlein haben richtig gelegen, der Mann im Stellwerk verdient ein Lob.

Der Mann im Stellwerk? Er ist es nicht so sehr, der das

wod beanspruchen darf, wie das Stellwerk selbst, das Gehirn des Bahnhofs. Es ist ein mehrere Meter langer, grün angestrichener Kasten, aus dem eine Anzahl elektrischer Kontaktknöpfe herausgucken. Bald sind sie leuchtend gelb von blankem Messing, bald weiß mit einem roten oder grau mit einem blauen Strich; über und unter und neben ihnen aber gibt es noch ebensoviele runde und edige Fensterchen, hinter denen abwechselnd bald schwarze, bald rote, weiße und gestreifte Scheiben erscheinen. Und in diesem Apparat, hinter dem mit Kunstschlüsseln und amilichen Plomben feierlich verschlossenen grünen Wänden polstert und rumort es unausgesetzt, auch wenn keiner der Knöpfe berührt wird.

Aber diese ganze ungeheure Wirrsal ist genau das Gegenteil von dem, was es scheint: es ist die Körper gewordene Ordnung. Denn die Hand des Wärters kann viel bewirken: Signale stellen, Weichen verschieben, Scheiben und Laternen drehen auf einem Gebiet, soweit das Auge reicht — sie kann nur eins nicht: nämlich einen Fehler machen.

In dem grünen Stellwerkskasten sitzt mit hellen Augen ein kleines Geisteschen, das Exakttheit heißt und sich durch kein Lokomotivengebräus, kein Knaden und Klirren betören läßt. Wenn der Wärter einen falschen Griff tun will, hält das Geisteschen den elektrischen Strom gleich auf und läßt ihn nicht die gefährliche Bahn laufen. Wenn der Wärter dem durchsahenden Schnellzug das Signal „Freie Fahrt“ gegeben hat, so erlaubt der Geist des Stellwerks nicht mehr, daß an irgend einer Weiche etwas gestellt wird, die zur Fahrtrasse dieses Schnellzuges gehört. Er gestattet aber auch nicht eher, das Schnellzugsignal zu ziehen, bis alle zugehörigen Weichen richtig liegen. So schafft er gottgewollte Abhängigkeiten, die hier einmal sehr gute Wirkung üben.

Es ist der Grundgedanke der Stellwerksanlagen, alle auf denselben Kreuzungspunkt führenden Signale und Weichen in Abhängigkeit voneinander zu bringen, so daß ein Zusammenreffen von Zügen oder Zugteilen an diesen Gefahrenpunkten ausgeschlossen ist. Wenn dort hinten am Waldesaum jenes hochragende Signal gezogen ist, so kann man sicher sein, daß der Flügel hier dicht am Stellwerk auf Halt steht, denn die beiden sind „feindliche Signale“, die ihnen zugehörigen Gleise führen aus zwei Richtungen auf denselben Strang. Die großartigste Vorsichtsmaßregel aber ist die Fahrtrassenicherung, jene Einrichtung, die alle zu einer Fahrtrasse gehörenden Weichen fest verriegelt hält, solange das zugehörige Signal gezogen ist. Man kann die Anzahl der Knöpfe, Hebel und Griffe, die zur Herstellung einer langen Fahrtrasse dienen, kaum übersehen. Die Luft am Eisenbahnhafen würde einem nach solchem Besuch gründlich vergehen, wenn man nicht den Geist des Stellwerks tätig wählte. Denn so viele Knöpfe, Hebel und Griffe, so viele Gefahrenquellen würde es geben, wenn der Wärter alles nach freiem Ermessen betätigen könnte. Da verläßt man sich schon lieber auf diesen eisernen Gehirnkasten, wenn gleich auch er leider, wie wir wissen, einmal versagen kann.

Nun muß man aber nicht etwa glauben, daß die Züge selbst bei allen diesen Vorgängen nur eine passive Rolle spielen. O nein! Es ist ihnen reichlich Gelegenheit gegeben, ihre Gegenwart und ihr Davongehen dem Stellwerk ganz direkt auf elektrischem Wege kund zu tun. An bestimmten Stellen befinden sich unter den Schienen Kontakte, die durch das Gewicht des hinüberfahenden Zuges betätigt werden. Im Stellwerk werden dadurch akustische und optische Signale ausgelöst, es werden auch auf diesem Wege durch die Zugachsen Weichen und Signalverriegelungen aufgehoben, ja die Züge legen oft von selbst ihre Durchfahrtsignale hinter sich auf Halt, was dann dem Stellwerk wieder durch ein Signal kund wird.

Bei den Stellwerken älterer Bauart sind noch heute zum Stellen der Signale und der Weichen mächtige Hebel umzuliegen, durch deren Betätigung lange Drahtzüge in Bewegung gesetzt werden. Da haben die Wärter auch tüchtige körperliche Arbeit zu leisten. Um ihnen diese abzunehmen und ihnen mehr Zeit zum Kontrollieren des ganzen Apparates zu geben, sind jetzt die elektrischen Stellwerke neu eingeführt worden, die zugleich noch eine feinere Sicherung gewähren. Damit nun das spielend leichte Drehen der kleinen Kontakte die Bewegung der sehr schweren Eisenstücke an den gewünschten Stellen bewirkt, hat jedes Signal und jede Weiche einen eigenen Elektromotor. Nun könnte es vorkommen, daß durch irgend eine Störung ein solcher Elektromotor nicht anspricht. Bei den Signalen bedeutete das keine Gefahr, denn diese würden in einem solchen Falle

immer auf Halt bleiben, aber eine Weiche, die nicht, wie der Wärter annimmt, sich umgelegt hat, könnte leicht eine Katastrophe herbeiführen. Damit das nicht geschehen kann, zeigt jede Weiche ihren Stand im Stellwerk an, und wenn die seine Zunge nicht ganz exakt an der Mutterglatze liegt, etwa deshalb, weil ein Fremdkörper dazwischengefallen ist, ertönt sofort eine scharfe Klingel. Die Weiche heult, wie der Fachmann sagt. Eine weitere Vereicherung des hällischen Konzern im Stellwerk.

Wenn an einer Stelle, wo all diese Sicherheitsvorrichtungen vorhanden sind, doch ein Unglück passiert, so ist das sehr traurig, aber unabwendbar. Denn auch der Blockwärter traben im Turm ist nur ein Mensch und selbst das wundervollste Stellwerk unvollkommenes Menschenwerk.



Aus allen Gebieten.

Kul'urhistorisches.

Die berühmte tripolitanische Höhlenstadt. Der italienische Leutnant Adolfo Corfina beschreibt in einer Nummer der „Rivista Militare“ die Wunder des „Garian“ von Tripolis. Neben dem Castr, dem Kastell einer quadratischen Redoute, die in eine, von spitzen Felsen umschlossene Schlucht gebettet ist, liegt der Eingang zu der berühmten tripolitanischen Troglodytenstadt. In der Nachbarschaft der „Castr“ gibt es keine eigentlichen Dörfer, die Wohnungen vertieften sich vielmehr unter den Boden, 15 000 Verber haufen seit Jahrhunderten in diesen vieredigen Höhlen, die man durch Türen in unterirdische Wohnräume einteilt, und die 6 bis 8 Meter unter dem Erdboden gegraben sind. Man steigt auf engen, steil abfallenden finsternen Laufgängen, deren Zugang dem Auge geschickt verborgen ist, in die Höhle hinab. Ein einziger in dem Gange aufgestellter Verteidiger würde ausreichen, mit der Lanze zehn Angreifern den Zutritt zu wehren. Die einzelnen Kammern, von denen jede einer Familie als Wohnraum dient, haben eine Decke, die mit bizarren historischen Darstellungen bemalt ist. Auf dem Boden sind Strohmatten ausgebreitet und die Speisen werden auf Oesen bereitet, die keinen Rauchfang haben. Von diesen Wohnräumen führen niedrige Türen in andere unterirdische Lokale, wo das Getreide und die primitiven Wirtschaftsgüter untergebracht sind, daneben liegen die Ställe, zu denen das Vieh allabendlich (spiralförmig) auf spiralförmig geführten Gängen herabsteigt. Die Troglodyten des „Garian“ wurden durch die Furcht vor Ueberfällen zur Anlage der Höhlenwohnungen bestimmt, und sie fühlten sich hier so sicher und wohlverborgen, daß sie diese den schönsten Häusern in Tripolis vorzögen.

Medizinisches.

Typhus in Amerika. Die Europa bereisenden Ausländer und die Amerikaner besonders, sind der Ansicht, daß der Typhus in Europa endemisch und daß es deshalb geraten sei, auf dem Kontinent nur auf Flaschen gefüllte natürliche Mineralwasser zu trinken. Die damit dokumentierte Furcht beruht indessen auf einer grundfalschen Voraussetzung, denn die Statistik belehrt uns darüber, daß der Typhus gerade in Amerika die höchsten Verbreitungsziffern erreicht. Während auf 1000 Einwohner in Stockholm und dem Haag je 1, auf München und Wien je 2, auf London und Berlin je 4, auf Rotterdam 5, auf Kopenhagen 7 und auf Paris 10 Typhuskrankungen entfallen, weist die Statistik für New York 17½, Washington 35,8, Philadelphia 67 und für Pittsburg gar 130,8 Typhusfälle aus. Der Grund für diese enorme Zahl an Krankheitsfällen ist so gut wie ausschließlich in der Schwierigkeit zu suchen, die den großen Städten die Versorgung mit Quellwasser bereitet. Eine große Zahl von Städten sieht sich in dieser Beziehung auf das Wasser des Flusses angewiesen, der sie durchfließt und dessen Verunreinigung weiter stromabwärts natürlich immer mehr zunimmt. So liefert beispielsweise der Ohio hinter Cincinnati zahlreichen Orten in Kentucky und weiterhin nach Cowington das Trinkwasser. Unter diesen Umständen begreift man wieder, daß die Anstehungsgefahr nur schwer zu vermeiden ist. Im Zusammenhang mit der Entwicklung der Städte und der industriellen Betriebe hat die Ziffer der Typhusfälle in den Vereinigten Staaten denn nachgerade auch eine so erschreckende Höhe erreicht, daß die amerikanische Regierung sich zurzeit angelegentlich mit der Frage beschäftigt, wie der Verbreitung der Seuche Einhalt zu tun ist.

Technisches.

Amerikas älteste Lokomotive. Im Nationalmuseum zu Washington ist jetzt die älteste Lokomotive der Vereinigten Staaten ausgestellt, die den charakteristischen Namen „John Bull“ führt. Sie wiegt mit Tender, Wasser und Kohlen etwas über 11 Tonnen; ihre Räder haben einen Durchmesser von 1,36 Meter. Die Zylinder sind 2,30 Meter lang und die Heizfläche umfaßt ungefähr 22 Quadratmeter. Diese Dimensionen erscheinen minimal im Vergleich zu den amerikanischen Riesenlokomotiven neuesten Stils, die ein Gewicht von ca. 200 Tonnen (Maschine, Tender, Wasser und Kohlen), einen Raddurchmesser von 2 Meter, Zylinder von 7 Meter Länge und eine Heizfläche von mehr als 400 Quadratmeter haben.



Allerlei.

Gummibaum. Die uralte Gepslogenheil der Indianer, zum Zwecke der Kräftigung und der Bekämpfung der Müdigkeit Gummi zu kauen, hat bei den zivilisierten Bewohnern der Vereinigten Staaten rasch Schule gemacht. Vor 30 Jahren begann sie schüchtern Terrain zu gewinnen; allmählich hat sie aber in Amerika eine gewaltige Ausdehnung gewonnen und sich von hier aus in Europa, Asien, Südafrika und Australien so stark verbreitet, daß sie einer neuen Industrie zu blühendem Leben verholfen hat. Der Gummibaum, dessen Heimat Mexiko ist, wird heute allenthalben kultiviert. Er erreicht eine Höhe von 7 bis 15 Metern, liefert scharfe Früchte, die in den Tropenländern sehr geschätzt werden, und sein außerordentlich widerstandsfähiges Holz findet die mannigfaltigste Verwendung. Um das Gutz zu gewinnen, macht man Einschnitte in die Rinde und fängt den austretenden Saft in untergestellten Gefäßen auf. Ein 25jähriger Baum gibt im Jahre durchschnittlich 10 bis 12 Kilo Gummi. Es erhält zum Gebrauch als Kaumittel einen Zusatz von Vanille, Pfefferminz und Zuder. Im Geschäftsjahr 1910 betrug der Konsum dieses Kaugummis rund 3 Millionen Kilogramm, während er im Jahre 1885 460 000 Kilo nicht überstiegen hatte. Mit dem steigenden Konsum erhöhte sich naturgemäß auch der Preis der Gummipastillen, deren Fabrikationswert sich im vergangenen Jahre allein in Amerika auf über 4 Millionen Mark bezifferte.



Für unsere Frauen.

Prinzensäugling und Proletarienkinder.

Die Frau des ältesten Sohnes Wilhelms II. hat einen Sohn, den vierten, bekommen. Darob ist die Patriotenpresse ganz aus dem Häuschen und berichtet die nur für den engsten Familienkreis und das Standesregister interessante Nachricht mit Glosien wie:

„Unser Kaiserhaus ist wieder durch ein frohes Familienereignis an Kronprinzlichen Hofe erfreut worden, an dem neben dem kaiserlichen Hause das ganze deutsche Volk aufrichtigen und innigen Anteil nimmt.“

Das „ganze deutsche Volk“ hat wahrhaftig anderes zu tun, als an der Zeugungsfreudigkeit und -fähigkeit von Hohenzollernprinzen Anteil zu nehmen.

Einige Stunden vor der Niederkunft der deutschen Kronprinzessin, die besondere Sorgen für das preußische Königshaus nicht zur Folge haben wird, rollte sich vor dem Schwurgericht des Landgerichts III Berlin ein furchtbares Drama ab, das viel mehr innigen und aufrichtigen Anteil beim ganzen deutschen Volke finden wird, als das frohe Familienereignis im glück- und zivilisierten deutschen Kaiserhaus. Auf der Anklagebank saß das 19jährige Dienstmädchen Luise Schröder, das fast unaufhörlich laut weinte und die Hände rang. Sie war ein unehelich geborenes Kind und hatte noch als Schulmädchen für ihren Unterhalt selbst sorgen müssen. Sie hatte es nicht so gut wie Prinzen und Prinzessinnen. Vor etwa 2½ Jahren war sie in Frankfurt a. O. in Stellung. Dort unterhielt sie ein Verhältnis mit einem Maurergesellen, das nicht ohne Folgen blieb. Sie hatte kaum das 17. Lebensjahr erreicht, da gebar sie einen Knaben. Der Vater war wohl zur Alimentenzahlung verurteilt, begabte aber nichts. Das Mädchen war daher genötigt, von ihrem väterlichen Lohn, der monatlich 17,50 M. betrug